

Einleitung

Ist mit dem Tod alles aus? Gibt es mich schlicht nicht mehr, wenn ich meinen letzten Atemzug gemacht habe? Mein Lebensende lässt keinen Raum für Beschönigungen, Wunschenken und Ausflüchte, sondern nötigt zur Fokussierung auf das Wesentliche.¹ Was glaube ich, woran hängt mein Herz, wenn es wirklich darauf ankommt?² Worauf, genauer gesagt, *wem* vertraue ich dann?

Dieses Buch bringt Erkenntnisse, Erfahrungen und Anregungen aus unterschiedlichsten Gesellschafts-, Professions- und Wissenschaftsbereichen miteinander ins Gespräch, möchte Perspektiven aufzeigen und Erkundungswege skizzieren, auf denen man sich mit dieser existentiellen Frage auseinandersetzen kann.

Ausgangspunkt ist die Einzigartigkeit des Themas. Sterben und Tod betreffen alle Menschen. Ganz individuell, ganz persönlich und unentrinnbar gehen sie jeden Einzelnen und jede Einzelne an. Mein perspektivisches Lebensende wirft Fragen nach der Planbarkeit meines Lebens auf. Gibt es bewährte Verhaltensmuster, die ich mir zu eigen machen kann? Eine historische Spurensuche soll hierzu u.a. die Bewältigungsstrategien früherer Zeiten nachzeichnen und die häufig geäußerte Annahme, dass Sterben und Tod damals besser bewältigt wurden, auf den Prüfstand stellen. Anschließend werden Kontrollversuche, Trends und Entwicklungen, die heute unseren Umgang mit Sterben und Tod prägen, beschrieben. Die zunehmende Vereinsamung ist solch eine Entwicklung. Sie kann ein „soziales Lebensende“ beschleunigen, das unabhängig von Krankheit und Sterbeprozess Leid verursacht. Rückt der Tod näher, kann man selbst oder das persönliche Umfeld mit Unsicherheit, Berührungängsten und Überlastung reagieren. Handlungswissen unterstützt und entlastet in dieser Situation wie auch bei allen nach dem Tod anstehenden Herausforderungen rund um die Organisation der Bestattung. Solche alltagspraktischen Kenntnisse heben sich von der medialen Inszenierung von Sterben, Tod und Lebensende ab. Internet und Fernsehen grundieren zwar unser

-
- 1 Dieses Buch wurde von Herrn Dr. Berthold Brohm vom Calwer Verlag sehr engagiert betreut und verdankt ihm wichtige Impulse, Hinweise und Weichenstellungen.
 - 2 Vgl. Herman Dembowski, Was glauben wir wirklich?, in: Ernstpeter Maurer (Hg.), Grundlinien der Dogmatik (FS Gerhard Sauter), Rheinbach 2005, 321–328; hier: 321; vgl. Jörg Zink, Auferstehung, Stuttgart 2005, 8: „Ich habe Gründe, so zu glauben. (...) Darum lebe ich mit meinem Herzen, mit meinem Verstand und mit allen Erfahrungen meines Lebens in eine bestimmte Richtung.“

Lebensgefühl und konfrontieren uns mit der Allgegenwart des Todes, sie bereiten aber nicht adäquat auf die Begegnung mit Verstorbenen oder gar auf das eigene Lebensende vor. Ist eine solche Einstimmung überhaupt möglich? Der nachvollziehbare Versuch, sich quasi einen emotionalen „Aufprallschutz“³ zuzulegen, wird nicht selten mithilfe von Büchern unternommen. Leseblüten zu Sterben, Tod und Lebensende veranschaulichen dies exemplarisch. Nach all diesen Schritten wird es Zeit, zu verweilen und Ausschau zu halten. Die frohe Botschaft des Christentums soll dabei einladend ermutigen, den eigenen Blick zu weiten und aus der Hoffnung heraus zu leben, dass der Tod nicht das letzte Wort über das Leben haben muss. Besonders diejenigen, die sich als Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen, als Pfarrer und Pfarrerinnen oder als Ehrenamtliche im kirchlichen Kontext mit dem Lebensende auseinandersetzen, werden sich immer wieder selbst Auskunft geben müssen, worin ihr Trost im Leben und im Sterben besteht, und wie sie diesen Trost glaubwürdig und professionell mitteilen können.

Die Tatsache, dass das eigene Lebensende von jedem Leser und von jeder Leserin ganz unterschiedlich betrachtet wird und je nach präferierter Sichtweise eine abweichende Einschätzung erfährt, steht außer Frage.⁴ Dieser individuellen Motivationslage kann sowohl mit „intellektueller Reflexion“⁵ als auch ganz konkret mit „alltagspragmatischem Wissen“⁶ entsprochen werden, die passend zu kombinieren und zu dosieren jedem und jeder selbst überlassen ist. Zur ergänzenden und vertiefenden Lektüre sollen die zahlreichen Belege in den Fußnoten ermutigen. Nicht angestrebt wird Expertenwissen in einem exklusiven Sinn, wohl aber Expertenwissen in einem eigenständig zu erwerbenden und individuell relevanten Maß. Mein eigenes unabwendbares Lebensende legt es mir dringlich nahe, zur Expertin bzw. zum Experten meines Lebens, meiner Vergänglichkeit, meiner Grenzen und meiner über all dies hinausweisenden Hoffnungen zu werden.

3 Reimer Gronemeyer, *Sterben in Deutschland. Wie wir dem Tod wieder einen Platz in unserem Leben einräumen können*, Frankfurt am Main 2008, 242.

4 Vgl. Klaus Feldmann, *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*, Wiesbaden 2010, 7.

5 Felix Tirschmann, *Der Alltag des Todes. Perspektiven einer wissenssoziologischen Thanatologie*, Wiesbaden 2017, 238.

6 Ebd.

Das eigene Lebensende

Die beunruhigende Gewissheit der eigenen Vergänglichkeit

Die Lebenden von heute sind naturgemäß die Sterbenden von morgen, so dass die persönliche Betroffenheit allenfalls hinausgezögert, nicht aber vermieden werden kann. Hinzu kommt, dass die zahlenstarken Babyboomer im Alter einen nicht übersehbaren „Sterbeboom“ herbeiführen werden.⁷ Das Lebensende wird sichtbarer denn je werden.⁸ Mit dieser Sichtbarkeit wird auch die Nachfrage nach Orientierungswissen wachsen.⁹

Sterben und Tod auszublenden, wird also zunehmend schwerer. Dabei besteht unser Problem nicht im Tod selbst, sondern vielmehr empfinden wir die Gewissheit des einstigen Todes als problematisch.¹⁰ Unter allen Geschöpfen kann nur der Mensch sein eigenes Lebensende voraussehen und entsprechende, hinauszögernde Maßnahmen ergreifen.¹¹

Der eigene Anfang und das eigene Ende lagen für den christlich geprägten Menschen über Jahrhunderte hinweg in Gottes Hand. Das stand außer Frage und stellte eine Ruhe in Aussicht, die innerweltlich nicht aus eigener Kraft heraus zu erzielen war. Der Kirchenvater Augustin brachte dies in seinen „Bekenntnissen“ auf den Punkt, indem er Gott – seine Leserschaft unmittelbar einbeziehend – ansprach: „... denn auf dich hin hast du uns gemacht, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“¹²

Hier tritt neben tiefer Zuversicht auch eine Spannung zutage. Im Leben gibt es Unruhe, etwas, was uns um- und antreibt, möglicherweise aber auch zerreibt oder zermürbt. Das war zu Augustins Zeiten schon so und ist es heute mehr denn je.

Das Lebensgefühl im 21. Jahrhundert lässt sich dennoch kaum mit historischen oder gar pauschalisierenden Schablonen ermessen und geht mit allen möglichen

7 Vgl. ebd., 13.

8 Vgl. Thomas Macho, Kristin Marek, Die neue Sichtbarkeit des Todes, in: Dies. (Hg.), Die neue Sichtbarkeit des Todes, München 2007, 9–21; hier: 9.

9 Vgl. Felix Tirschmann, Der Alltag des Todes, a.a.O., 14.

10 Vgl. Norbert Elias, Über die Einsamkeit der Sterbenden, in: Reinhard Blomert, Heike Hammer, Johan Heilbron, Annette Treibel, Nico Wilterdink (Hg.), Norbert Elias. Gesammelte Schriften (Bd. 6), Amsterdam 2002, 12.

11 Vgl. ebd., 11.

12 Augustinus, Bekenntnisse, übers. von Kurt Flasch, Burkhard Mojsisch, Stuttgart 1993, 33.

Annahmen, nicht aber mit einer allgemeingültigen Gewissheit einher. Ulrich Beck fand 1997 drastische Worte für dieses nach wie vor vorherrschende Phänomen: „In den Hohlräumen, welche die einmal regierenden großen Selbstverständlichkeiten mit ihrer Entzauberung hinterlassen, entstehen Trümmerspielplätze des eigenen Lebens.“¹³ Der Theologe Hermann Dembowski beschreibt solche „Trümmerspielplätze“ als die Hoffnung, die wir als Gesellschaft in die uns seiner Ansicht nach anmanipulierten Lebensmächte „Machen“, „Haben“ und „Sicherheit“ setzen.¹⁴ Das „Machen“ suggeriert, wir haben alles im Griff, sind aktive Macher, die das Leben gestalten, ihm kreativ Konturen verleihen. Das „Haben“ verspricht Reserven, Rücklagen und Problemlösungen auf Vorrat. Die „Sicherheit“ ergibt sich aus dem, was wir gemacht haben, was wir haben, und muss geschützt werden. Das geschieht, indem wir uns von allem abgrenzen, was uns verunsichert.¹⁵ Zu Lebzeiten erhöhen die Lebensmächte „Machen“, „Haben“ und „Sicherheit“ den Druck und den Stress der Einzelnen. Indem wir über so viele Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten verfügen, bleibt uns nur die Selektivität und das Risiko, das eigene Leben falsch auszurichten, es doch nicht in den Griff zu bekommen.¹⁶ Solche Lebensmächte werden am Lebensende nichtig sein. Am Ende meines Lebens werde ich nichts machen, nichts haben und keine Sicherheit verspüren, oder? Was glaube ich wirklich, wenn es darauf ankommt? Wem glaube ich wirklich? Diese Frage muss und kann jeder und jede nur für sich alleine beantworten. Mein Lebensende ist untrennbar verzahnt mit der Frage nach dem, was mich im Leben und im Sterben trägt. Wenn all meine Kontrollversuche, mein Machen, mein Haben und meine Sicherheit nicht mehr sein werden – kommt dann etwas?

Das, was einmal sicher schien, nämlich der christliche Glaube, der von der Mehrheit als orientierungsstiftende Größe akzeptiert wurde, ist nunmehr nichts weiter als eine Option unter vielen. Die vermeintlichen Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, haben eine Entgrenzung sondergleichen erfahren, doch diese hat ihren Preis, den nicht alle zu zahlen in der Lage sein mögen. Gemeint ist der Zwang, ein eigenes Leben führen zu müssen, den die hochdifferenzierte Gesellschaft ausübt¹⁷, der oft als ein „Handeln-Müssen“¹⁸ erfahren wird. Diese Aktivi-

13 Ulrich Beck, Was meint „eigenes Leben“?, in: Ders., Ulf Erdmann-Ziegler (Hg.), *Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*, München 1997, 9–17; hier: 10.

14 Vgl. Herman Dembowski, Was glauben wir wirklich?, a.a.O., 322.

15 Vgl. ebd., 323.

16 Vgl. Frank Mathwig, *Zwischen Leben und Tod. Die Suizidhilfediskussion in der Schweiz aus theologisch-ethischer Sicht*, Zürich 2010, 80.

17 Vgl. Ulrich Beck, Was meint „eigenes Leben“?, a.a.O., 10.

18 Nina Jakoby, Michaela Thönnies, *Einleitung – Zur Soziologie des Sterbens*, in: Dies. (Hg.), *Zur Soziologie des Sterbens. Aktuelle theoretische und empirische Beiträge*, Wiesbaden 2017, 1–9; hier: 5.

täterwartung macht auch vor dem Lebensende nicht halt, so dass der Eindruck einer anzustrebenden „Sterbeoptimierung“¹⁹ aufkommen kann.

Sterben ist ein eng mit dem sozialen Leben verbundener und dennoch vor allem ein individueller Akt, den die Soziologie seit Jahrzehnten – auch unter der Bezeichnung „Thanatosoziologie“ – als eine unter vielen speziellen Soziologien in den Blick nimmt.²⁰ Der erste Teil der Wortverbindung geht zurück auf „Thanatos“, den Namen des griechischen Gottes des Todes, dem älteren Bruder von Hypnos, dem Gott des Schlafes. Thanatos hatte die Aufgabe, die Menschen in die Hades genannte Unterwelt zu bringen.²¹ Die „Soziologie“ verweist in dieser Wortverbindung u.a. auf die Bedeutung des Todes für das menschliche Zusammenleben und dessen Gestaltung. Frank Thieme, Lehrbeauftragter für Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und Autor des Buches „Sterben und Tod in Deutschland“²², sieht diese soziologische Relevanz darin, dass Menschen bei der materiellen und mentalen Bewältigung des Todes nicht beliebig verfahren, sondern kulturellen Normen und Mustern folgen würden, also diesbezüglich gesellschaftlich geprägt seien.²³ Gesellschaftliche und individuelle Deutungsmuster greifen ineinander, wie Felix Tirschmann in seiner Dissertationsschrift „Der Alltag des Todes. Perspektiven einer wissenssoziologischen Thanatologie“ beschreibt: „Die Wahl zwischen objektivem Expertenwissen, intersubjektivem Meinungswissen oder subjektivem Erfahrungswissen obliegt nun jeder und jedem Einzelnen. Alle sind Experten. (...) Zugleich repräsentiert jede individuelle Todesdeutung einen historisch konkreten Ausschnitt eines gesellschaftlichen Wissensvorrats, aus dem sich jede und jeder zwanglos bedienen kann (...).“²⁴

Angesichts eines Trauerfalls bzw. angesichts des eigenen Lebensendes wird es eher die Ausnahme als die Regel sein, dass sowohl die Zeit als auch die Energie zur Verfügung stehen, um sich dem dringlichen „Handlungsproblem“²⁵ aus ausschließ-

19 Ebd.

20 Vgl. hierzu ebd., 2; Reimer Gronemeyer, Projekt Lebensende, in: Annette Großbongardt, Rainer Traub (Hg.), Das Ende des Lebens. Ein Buch über das Sterben, München 2013, 250–259; hier: 258; Frank Thieme, Sterben und Tod in Deutschland. Eine Einführung in die Thanatosoziologie, Wiesbaden 2018, 1: „Die *Soziologie des Todes* – fachlich korrekt *Thanatosoziologie* genannt – ist eine in Deutschland wenig beachtete spezielle Soziologie.“; Klaus Feldmann, Art.: Soziologie, in: Héctor Wittwer, Daniel Schäfer, Andreas Frewer (Hg.), Sterben und Tod. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart 2010, 62–74; hier: 62: „Die Soziologie des Suizids verfügt über einen anerkannten Anfang: *Le suicide* von Durkheim (...), die Thanatosoziologie dagegen nicht. (...) Doch insgesamt gibt es keine thanatologische Kontinuität in der Soziologie bis zur Mitte des 20. Jh.s.“

21 Vgl. Klaus Feldmann, Tod und Gesellschaft, a.a.O., 7.

22 Frank Thieme, Sterben und Tod in Deutschland, a.a.O.

23 Ebd., 2.

24 Felix Tirschmann, Der Alltag des Todes, a.a.O., 8.

25 Ebd.

lich eigener Kraft umfänglich und annehmbar zu stellen. Schnittstellenmanager und Schnittstellenmanagerinnen, die die persönliche Ebene mit der gesellschaftlichen verbinden und auch professionell kompetent sind, über diese Ebenen hinaus zu fragen, wären eine große Hilfe. Wer möchte, kann solche Schnittstellenmanager und Schnittstellenmanagerinnen etwa in Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen sowie in Pfarrern und Pfarrern finden. Sie gilt es immer wieder neu zu sensibilisieren und zu informieren, da die todesbedingte Schnittstellenkompetenz im Zuge der demographischen Entwicklung eine größere Bedeutung gewinnen wird. Das „Überangebot an Todbedeutungen“²⁶, welches sich in Internet, Fernsehen und auf dem Buchmarkt widerspiegelt, führt im akuten Trauerfall eher zu einer überfordernden Unübersichtlichkeit, als dass es eine situationsbezogene, empathische Unterstützung darstellen könnte. Für diese empathische Unterstützung bedarf es Menschen, die in der Lage sind, die notwendige Komplexitätsreduktion professionell und situationssensibel zu verantworten.

Die Alltagsbedeutung des Lebensendes mir nahe stehender Personen sowie die existentielle Dimension meines eigenen Lebensendes sind situativ und biographisch bedingt und in ihrer Unmittelbarkeit nicht wissenschaftlich kontrolliert.²⁷ Dennoch sprengen meine Fragen den Horizont meines Lebens und verlangen nach mehr, nach Erklärungen und Klarheit, nach Austausch, nicht zuletzt, um der vermeintlichen Austauschbarkeit und Nichtigkeit der eigenen Existenz argumentativ und sachlich etwas entgegensetzen zu können. Die Deutung meines Lebensendes findet nicht im luftleeren Raum statt, sondern ist verbunden mit meiner individuellen und zugleich gesellschaftlich geprägten Weltanschauung, die auf sie ordnende Normen, Werten und Erfahrungen basiert.²⁸

Egal, wie viele Studien und Untersuchungen sich mit dem Themenfeld Sterben und Tod befassen, ihnen allen ist das Problem gemeinsam, dass sie nicht von Sterbenden stammen, obwohl es gelegentlich durchaus Sterbende gibt, die ihre Gedanken zu Papier bringen.²⁹

Die Frage, was nach dem Tod zu erwarten ist, ruft heute vielfach Ratlosigkeit hervor. Der Medizinsoziologe Allan Kellehear erachtet persönliche Unsicherheit am Ende des Lebens als wahrscheinlich, weil die Vielzahl an Deutungsmöglichkeiten keine sozial geteilte Zustimmung mit sich bringe, Ängste fördere und für Ambiguität Sorge.³⁰ Laut Thieme seien religiöse Erlösungsversprechen entwertet,

26 Ebd., 16.

27 Vgl. ebd., 233.

28 Vgl. ebd., 21.

29 Vgl. Armin Nassehi, Irmhild Saake, Kontexturen des Todes. Eine Neubestimmung soziologischer Thanatologie, in: Hubert Knoblauch, Arnold Zingerle (Hg.), Thanatsoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens, Berlin 2004, 31–54; hier: 31, die die „empirische Nicht-Erfahrbarkeit“ des Todesthemas betonen.

30 Vgl. Allan Kellehear, Current social trends and challenges for the dying person, in: Nina Ja-

weil sie verzichtbar geworden seien.³¹ Diese These unterstützt der Mediziner Günther Loewit, der es als gefährlich erachtet, falls das Leben lediglich als Aneinanderreihung von Lusterlebnissen verstanden werde, da so der Tod keine Erlösung mehr versprechen würde.³²

Christliche Fundamente sind weggebrochen oder brechen weg, so dass sie als Grundlage für die Auseinandersetzung mit der Begrenztheit der eigenen Existenz nicht herangezogen werden bzw. explizit nicht in Betracht gezogen werden wollen.³³ Die drängenden Fragen bleiben. Wie werde ich sterben? Welche Bedeutung hat mein Tod? Hat er überhaupt eine Bedeutung? Wenn er keine Bedeutung hat, ein „gesellschaftliches Nullereignis“³⁴ ist, war dann auch mein Leben bedeutungs- und belanglos? Die Fragekette lässt sich beliebig fortsetzen. Es könnte der ultimative Schrecken für den modernen Menschen sein, den eigenen Tod letztlich als belanglos ansehen zu müssen. Der Theologe und Soziologieprofessor Reimer Gronemeyer attestiert jeder und jedem Einzelnen eine Zerreibprobe. Mit dem Zwang zur radikalen Individualisierung gehe der Verlust aller Traditionen, Konventionen und Bindungen einher und mache das Individuum paradoxerweise austauschbar.³⁵

Werfe ich einen ersten Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung meines Lebensendes, ist der Befund ernüchternd. Mein Tod ist und bleibt beunruhigend, ein furchteinflößendes „Rätsel“³⁶, eine meiner Selbstbestimmung entzogene Zumutung, und trotzdem zählt er zu meinen „Lebensgewissheiten“³⁷.

Endlichkeit zur Sprache bringen

Aus medizinischer Sicht ist der Tod „jener Zustand eines Körpers, dessen Lebensfunktionen irreversibel erloschen sind“³⁸. Allerdings ist es so, dass sich kein

koby, Michaela Thönnies (Hg.), *Zur Soziologie des Sterbens*, a.a.O., 11–27; hier: 24f.; vgl. ebd., 23: “It has become ‘unanswerable’ because the grand narratives (the big, overarching stories about creation, the good life and the good death, and the nature of God behind all the previous three) of traditional religions are being jostled and mixed by global diversity and competition. (...) These grand narratives of the ultimate destination of those who die have been broken at worst or seriously undermined at best.”

31 Vgl. Frank Thieme, *Sterben und Tod in Deutschland*, a.a.O., 5.

32 Vgl. Günther Loewit, *Sterben. Zwischen Würde und Geschäft*, Wien 2014, 92.

33 Vgl. Reimer Gronemeyer, *Sterben in Deutschland*, a.a.O., 185.

34 Klaus Feldmann, Art.: *Soziologie*, a.a.O., 66.

35 Vgl. Reimer Gronemeyer, *Sterben in Deutschland*, a.a.O., 163.

36 Vincenzo Paglia, *Bruder Tod*. In *Würde leben und in Würde sterben. Mit einer Einführung von Manfred Lütz*, Freiburg im Breisgau 2017, 51.

37 Nikolaus Schneider, *Das Richtige sagen können*, in: Achim Kuhn (Hg.), *Deadline. Prominente über Leben und Sterben*, Zürich 2015, 285–294; hier: 285.

38 Frank Thieme, *Sterben und Tod in Deutschland*, a.a.O., 19.